

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Freitag, den 10. Oktober.

1924.

(8. Fortsetzung.)

Das Schwert von Thule.

Roman von Leonine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Beit stand erschüttert und in großer Ratlosigkeit vor ihr. Alles in ihm schrie danach, ihr zu helfen, ihr ein liebes, tröstendes Wort zu sagen. Aber sie weinte so heftig, daß sie nichts verstehen konnte von seinem leisen Stammeln.

So kniete er nieder vor ihr und streichelte nur immer ihre Hände — unablässig.

Und dann, als ihr Weinen leiser — ruhiger wurde, versuchte er weich, ihr die Hände vom Antlitz zu ziehen.

„Sieh, Heilwig, du darfst nicht so weinen — o, es schneidet mir ins Herz. Denn du bist das Schönste und Hehrste, was ich kenne. Froh möchte ich dich sehen, weiß Gott — allweil nur froh und lachend. Denn sieh, Heilwig, ich habe dich doch so unsäglich lieb! Lieber als alles in der Welt. Du bist in meinen Träumen und Gedanken Tag und Nacht.“

Sie hatte jetzt die Hände vom Gesicht genommen und starrte ihn an aus weitoffenen, tränennassen Augen. Er sah nicht die Angst und das Entsetzen in ihrem Gesicht. Er war wie trunken von ihrer süßen Nähe. Aber noch ehe er beide Arme um sie schlingen konnte, war sie aufgesprungen. Zurück war sie getaumelt und wäre fast gefallen, wenn sie sich nicht mit beiden Händen an der schweren Rückenlehne des Sessels geklammert hielt. In ihrem weißen Gesicht war eine große Not und Qual.

„O Beit — was tust du? Was tust du? Muß ich nun auch meinen einzigen Freund hier verlieren im Hasselbachhaus? Muß ich mir alle zu Feinden machen? O Beit, und ich habe dir so sehr vertraut! Gern gemocht habe ich dich wie einen Bruder. Aber nie mehr — nie mehr! Ach, womit habe ich das verdient um euch?“

Er hatte sich von den Knien erhoben und stand jetzt vor ihr. Wie Feuer brannten die roten Flecken auf seinen Wangen, und seine Hände zitterten. Er rang nach Worten.

Und dann fiel eine jähe Blässe über sein Gesicht, und er trat schrittweise zurück.

„Heilwig, bei Gott im Himmel! Du bist mir heilig, und ich habe dich nicht verletzen wollen. Wie ein Fieber ist es über mich gekommen. Vergib mir. Nun muß ich fort aus diesem Haus in die weite Welt, denn ich kann fürder nicht mehr leben mit dir unter einem Dach. Weil ich mich so vergaß. Und weil es geschehen könnte, Heilwig, daß ich mich noch einmal so vergäße, wenn du mir nahe bist. Denn ich liebe dich, Heilwig. Und so war ich nimmermehr Herr über mich selbst. Vergib mir.“

Er sah sie noch einmal an. Mit einem langen, verzehrenden Blick. Dann ging er aus der Stube. Draußen auf der Treppe hörte sie seinen Schritt verhallen.

Um das Hasselbachhaus am Marktplatz zu Rostock geht der Nachtwind. Die engen Gassen kommt er heraufgesegelt mit wildem Geheul und rüttelt an Türen und Fensterläden, an den verschörkelten Giebeln und rufigen Schornsteinen.

Im Hasselbachhaus scheint alles zu schlafen. Nur oben in dem kleinen Schlafgemach der beiden Mädchen

brennt noch Licht. Heilwig hat es entzündet, weil Elisabeth so trostlos stöhnte auf ihrem Lager. Nun sitzt sie im langen, weißen Nachtleid mit den gelösten, blonden Haaren am Bett der anderen und lauscht ängstlich auf die kurzen, unregelmäßigen Atemzüge. Hin und her wirft sich die Kranke und murmelt wirres, unverständliches Zeug. Kühle, nasse Tücher hat ihr Heilwig auf die heiße, brennende Stirn gelegt. Unruhig flackert der Rienspan im Eisenring und wirft ein zuckendes, gelbrotes Licht durch die kleine Stube. Heilwig hat beide Hände um die Knie geschlagen und starrt in die knisternde Flamme. Auf den Nordwind lauscht sie, der um den Giebel streicht.

Von der See kommt er ja her — von der großen, gewaltigen! Ob er ihr Grüße bringen will von da? Oder von dem toten Ahnen, der den Nordwind so sehr geliebt?

Regungslos sitzt Heilwig. Es ist etwas Starres in ihrem Gesicht. Sie weiß, daß nun etwas anderes werden wird in ihrem Leben. Ganz, ganz anders! Denn sie kann nicht mehr im Hasselbachhaus bleiben, seit Beit ihr seine Liebe gestanden. Denn er darf nicht fort in die weite Welt um ihretwillen. Was würden die alten Hasselbachs dazu sagen? Und sie selber würde sich immer Vorwürfe machen. Ach, aber wo sollte sie hin? Wo nur? Sie stützte den Kopf in die Hände und sann und sann.

Wie das flackernde Licht des Rienspans auf ihrem blonden Haar lag, daß es glänzte wie mattes Gold! Das war in dem Dunkel der Kammer wie ein immerwährendes, stetes Leuchten.

Und Heilwig grübelte. Es war so viel über sie gekommen all diese letzten Tage. Ach, was war es nur alles gewesen?

Erst das mit dem Fridolin Lohart. Und dann der Gram und die Krankheit von Elisabeth! Und der Tod des greisen Ahnen! Und nun am Ende die Liebe des armen Beit. Darunter litt sie sehr, denn sie hatte ihn gern. Aber an so etwas hatte sie nie gedacht. Ja, ja — fort mußte sie nun — ganz fort — das war klar.

Sie schrak hoch.

Elisabeth hatte sich jäh aufgerichtet im Bett und sah sich mit großen, glänzenden Augen ringsum.

„Was tust du hier, Heilwig? Warum schläfst du nicht?“

Die andere war aufgestanden und beugte sich über sie.

„Du stöhnstest so im Traum, Elisabeth, und warst so unruhig. Da wollte ich ein wenig wachen bei dir.“

Elisabeth hob mühsam die Hand und streichelte ihr die Wange.

„Du bist so gut zu mir, Heilwig, so gut. Wie soll ich dir das danken?“

Dann fiel sie wieder matt in die Kissen zurück und lauschte auf den Nachtwind, der zum Sturm geworden war. Und jetzt faltete sie die schmalen, weißen Hände auf der Bettdecke.

„Wo er wohl zu dieser Stunde weilt, mein armer

Liebster! Ob seine Seele auch so traurig und heimatlos irrt wie die meine? Er wollte fort von hier — weit, weit fort, in die kalte, riesengroße Welt. Weil sie ihm hier das Leben zur Qual gemacht haben mit all ihrer bitteren Härte. O, daß ich mit ihm könnte! Bettelarm wollte ich ziehen mit ihm durch die Lande. Nur, daß er ein Herz hat, das für ihn schlägt — an dem er sich ausruhen kann, wann er müde ist.“

Sie schluchzte auf.

„Vor seinem Bruder Fridolin hat er in den Anien gelegen und ihn beschworen um sein Erbe. Weil es dies allein ist, was die Eltern wollen. Aber der Bruder hat ihm den Rücken gewandt und die Ähseln gezuckt und gesagt, er könne es nicht. Nun will ich den Schleier nehmen und beten für meines Liebsten arme, einsame Seele.“

So sprach sie halblaut, in Tränen erstickt — mit müder, schwerer Stimme. Indes die Hände immer noch reglos gefaltet auf der weißen Decke lagen.

Und unablässig, die ganze Zeit, während die andere sprach, schrie es in Heilwigs Seele: Du kannst ihr helfen! Du allein! Die Ruhme hat es auch gesagt! O, sieh ihr großes Leid und ihren Jammer und hilf ihr! Oder willst du schuld daran sein, wenn sie stirbt an ihrem Weh? So wie du schon schuld daran worden bist, daß der Hasselbachsohn fort will aus seinem Vaterhaus? Willst du nun auch noch schuld sein, daß die Hasselbachtochter zugrunde geht an ihrem Leid? Oder was hoffst du noch von deinem Leben? Ist nicht doch das Schönste von deinem Leben tot, seit du die Heimat lassen mußtest? Hat nicht der Ahne gesagt, daß die Nordlandsfinder stolz und hart sein müssen gegen sich selbst? Und wenn es an ihr eigen Herzblut geht?

Mitten im Zimmer stand Heilwig und hatte den Kopf lauschend gehoben. Ihr Angesicht war weiß wie der Tod. Sie wußte nicht mehr, was das Rechte war. Nur eines wußte sie, daß sie Elisabeth nicht mehr so leiden sehen konnte. Wie im Fieber jagten ihre Gedanken und überstürzten sich. Alle die fremden, seltsamen Dinge der letzten Tage, die so jäh auf sie einströmten, waren, rissen und zerrten wild an ihrer wunderten Seele.

Und jetzt kniete sie neben dem Bett der Weinenden und umfing sie fest mit beiden Armen.

„Du darfst nicht mehr weinen, Elisabeth, hörst du? Denn es wird ja nun alles gut jetzt — alles, alles gut. Ich verspreche es dir mit einem Eid, daß du den heiraten wirst, den du so liebst. Und nun sei still — ganz still.“ Elisabeth starrte sie an.

„Wie kannst du mir das versprechen, Heilwig? Bist du denn Gott?“

Heilwig sah an ihr vorüber in die stürmende Herbstnacht hinaus.

„Glaube mir, Elisabeth, es wird alles gut. Ich schwöre es dir. Morgen früh wird deine Mutter zu dir kommen und dir sagen, daß du ihn heiraten kannst.“

Und es war etwas so Bestimmtes, Sieghaftes in ihren Worten, daß Elisabeth nichts mehr sagte. Nur den Kopf lehnte sie todmüde in den Arm der anderen. Und ihre Lippen lächelten in seliger Verträumtheit. So schlief sie ein.

Und Heilwig saß regungslos wie ein Marmorbild und wagte nicht, sich zu rühren. —

Über die Dünen geht der Nordwind. Unter seinem kalten Fuß beugen sich die grauweißen Stranddisteln und das lange, fahle Seegras. Er peitscht die Wellen der Ostsee, daß sie sich brüllend wie schäumende Tiere gegen den Strand aufbäumen in wildem Rasen.

Im Losen des Sturmes steht einsam ein Mann am Strande.

Er steht steil aufrecht, die Hände auf sein Schwert gestützt. Das Schwert ist blutig. Und neben ihm wölbt sich ein Hügel wie ein frisches Grab. Hat es der einsame Mann selbst gegraben mit seinen Händen oder mit seinem Schwert? Um seinen zerbeulten Helm schiefen kreischend die Möwen, die gegen den Nordwind kämpfen.

Und alles ist ein stilles, dunkles Grau ringsum — die Regenwolken, die schwer herniederhängen — das Meer und die Dünen. —

Fortsetzung folgt.

Der Zimmerbrand.

Von Hans Heidsieck.

Die Sachlage ist klariert: wir befanden uns bei einer befreundeten Familie zu Besuch. Meine kleine Frau und ich. Die befreundete Familie hatte sich in einem Hotel ein Apartment von drei Zimmern gemietet, da sie zur Zeit mit dem Wohnungsamt noch nicht ganz einig geworden.

Das Hotel war im Begriff, seinen Besitzer zu wechseln.

Eines Nachmittags schlenderte ich mit meiner Frau und ihrer Freundin durch die Straßen der Stadt, um die Auslagen verschiedener Geschäfte zu besichtigen. Als meiner Frau plötzlich einfiel, daß sie einen neuen Sommerhut brauchte. „Ach, liebes Männchen —“, laute sie liebend, und weiter brauchte sie nichts mehr zu sagen. Wenn meine Frau „ach liebes Männchen“ sagt, weiß ich immer schon, was dann kommt. Wenn ich Zigaretten kaufe, sagt sie: „Aber Hans, rauchst du schon wieder!“ Wenn sie etwas kaufen will, sagt sie regelmäßig: „Ach liebes Männchen!“

Die drei Worte haben stets eine Reflexbewegung meiner Hand nach der Briefftasche zur Folge.

Wir traten also in einen eleganten Laden, um auszusuchen. Nach drei Stunden kam meine Frau zu einer Entscheidung. Sie lautete dahin, daß man ihr vier Hüte zur Auswahl ins Hotel senden möge. Da ihre Freundin behauptete, der Kolahut mit den Kirichen stehe ihr aber auch noch ganz reizend, kam noch einer dazu. Also fünf Hüte zur Auswahl. In der Preisliste bewegten sie sich alle zwischen 400 bis 500 Mark.

Wir gaben die Adresse unserer Freunde an.

Zum Essen hatten wir uns in einem historischen Lokal mit einem bekannten Schaulpieler verabredet. Der Mensch war sehr lebhaft und launig, so daß wir länger blieben, als verabredet wurde, und schließlich kehrten wir erst gegen Abend in das Hotel zurück.

Es fiel uns auf, daß sich vor dem großen Hause viele Menschen verammelt hatten. Sie standen in Gruppen und schienen irgend etwas zu tuscheln.

Der Portier trat uns verfürzt entgegen. „Seht bemerkten wir auch einen Feuerwermann?“

„Um Gott, es ist doch nichts passiert?“ fand mein Frau als erste das Wort.

Jetzt kam der Direktor des Hotels. Böllig niedergeschlagen.

„Meine Herrschaften — ich bin in einer äußerst peinlichen Lage — ein Zimmerbrand auf der zweiten Etage —“

Jetzt sagte ihn die Freundin meiner Frau am Arm: — „doch nicht etwa in —?“

Der Direktor nickte bestätigend: „Ja, leider hat es auch auf Nr. 33 übergegriffen —“

Beide Frauen stürzten hinauf. Man fand ein Bild der Verwüstung. Wenn es auch noch besser abgegangen, als man erwartet hatte.

Die Fenstervorhänge waren verkohlt, die Fenster gesprungen und vollständig ausgebrannt. Dann hatte das Feuer auf den Schreibtisch übergegriffen. Hier war ein Hausen — glücklicherweise bedeutungsloser Schriften ein Raub der Flammen geworden. Fürchterlich sah die ruspelgeschwarte Tapete aus. Der Bücherkrant blieb unverleht. Aber da neben dem Schreibtisch — da lagen verkohlte Reste eigentümlicher Gebilde.

Hier hatte man — mit Entsetzen wurde das festgestellt — die fünf Schachteln mit den von der Firma inzwischen gesandten Auswahlhüten niedergelassen.

Die folgenden Szenen weiblicher Ohnmacht und Fassungslosigkeit will ich verschweigen.

Diffingehanden interessierte mich auch am meisten die rechtliche Seite der Sache, und schon schoß es mir durch den Kopf: „Wer trägt den Schaden?“

Nach hundenlangem Grübeln und verschiedenen Nachfragen stellte ich folgende Instanzen als in Betracht kommend fest:

1. Der bisherige Hoteleigentümer, bezw. seine Feuerversicherung.

2. Der neue Hotelbesitzer bezw. dessen Feuerversicherung.

3. Der Inhaber des Gutladens bezw. dessen Feuerversicherung.

Zunächst war die Frage zu klären, aus welcher Ursache es zum Brande gekommen war.

Der Gutladeninhaber schickte meiner Frau am nächsten Tage — nachdem er sicherlich von dem Unfall erfahren — folgenden kategorischen Brief:

„Falls Sie sich binnen 24 Stunden noch nicht entschieden haben, muß ich die Hüte wieder abholen lassen, bezw. auf Bezablung sämtlicher Hüte bestehen.“

Meine Frau heulte. Ich schlug mit der Faust auf den Tisch und rechnete nach: Fünfundzwanzigmal durchschnittlich 450 Mark! Mache 2250 Mark!

Dann schrieb ich dem Ladeninhaber einen laugroben Brief. Die Hüte seien im Hotel verbrannt. Er solle sich mit dem Besitzer verständigen.

Unsere Freunde standen da in vollendeter Weinlichkeit. Daß das auch ausgerechnet in ihren Räumen passieren mußte! Und gerade die Hüte verbrannt, sämtliche Hüte! —

Somit nichts von Belan!

Da kam der Besitzer. Der bisherige. Ich betonte bereits, daß an diesem Tage das Hotel seinen Inhaber wechselte. Also der bisherige, ein großer Herr mit einer Glase, stand vor uns: „Was den Brandschaden angeht, meine Herrschaften, so müssen Sie sich an meinen Nachfolger wenden.“

Es tut mir außerordentlich leid — —

Das faule er mit einem melancholischen Seufzer und ver schwand, wie er gekommen war.

Fünf Minuten später kam der neue Besitzer: „Was den Schaden betrifft“, sagte er mit einem höhnlichen Achselzucken, „so müssen Sie sich an meinen Vorgänger halten. Der Kaufakt war, als der Brand ausbrach, notariell noch nicht beglaubigt. Im übrigen bedauere ich lebhaft —“

Wir bedauerten auch.

Es folgten sehr verwickelte Verhandlungen und Prozesse. Der Hutladeninhaber klagte gegen meine Frau auf Schadener satz. Ich klagte im Namen meiner Frau gegen beide Hotelbesitzer. Aber meine Klage wurde nicht angenommen. Ich hätte mich an unsere Freunde zu halten, bei denen hätten wir die Güte doch untergestellt. Nun klagten also unsere Freunde gegen die beiden Hotelbesitzer. Aber diese Klagen wurden auch abgewiesen; es handelte sich doch nicht um ihre eigenen Güte. Es wurde inzwischen festgestellt, daß der Brand Kurzschluss zur Ursache hatte, worauf eine Inkalationsfirma wieder von dem Hotelbesitzer wegen fahrlässigen Leitungslagens in einen Prozeß verwickelt wurde.

Inzwischen überlegten wir — meine Frau und ich — mit unseren Freunden, was nun zu machen sei. Es blieb nichts anderes übrig, als daß wir, da die Güte bei ihnen eingestellt waren, unsere Freunde rechtlich verantwortlich machten, und nun gegen sie klagten. Vieles Geld — meinte unser Rechtsanwalt — fehlte noch in der Kasse. Wir taten es also mit Einverständnis unserer „Gegner“, die nun endlich mit vollem Rückhalt gegen die Hotelbesitzer vorgehen konnten.

Infolgedessen gerieten zwei Versicherungsgesellschaften heftig gegeneinander. Die des alten und die des neuen Besitzers. Außerdem wurde die Inkalationsfirma mit in diesen Strudel hineingezogen. Am Ende lief es darauf hinaus, daß während des Brandes der Kauf noch nicht völlig getätigt und das Hotel gewissermaßen ohne Besitzer war, so daß gerade während dieser Zeit niemand für den Schaden verantwortlich gemacht werden konnte.

Aber den Prozeß gegen meine Frau gewann der Hutladeninhaber. Meine Frau — das heißt ich — mußte zahlen für fünf verbrannte Güte nebst einigen Zinsen, weiter nichts. Mit unseren Freunden sind wir außerdem noch zerfallen. Sie haben das Klagen am Ende doch übel genommen.

Das Backfischherz.

Es ist doch etwas Selbstames, so ein Backfischherz. Aus lebhaft pufferndem Stoffe, leicht entzündbar, bereitet es seinen Trägern viele Unannehmlichkeiten. Doch stark gebaut muß das kleine Herzlein sein, um den zahllosen Stürmen trotzen zu können, die sein Leben bedrohen. Immer und immer wieder erholt es sich, ungeachtet der düsteren Vorausahnung seiner zu Tode betrübten Besitzerin, daß es jetzt unbedingt brechen müsse. Und dann die Arbeit nicht zu verfehlen, die ungeborene Menge der zu liebenden Persönlichkeiten richtig in den verschiedenen Kammern unterzubringen und zu bedienen, hübsch der Reihe nach (erst Art, Dauer der Bekanntschaft, Alter usw.) und niemand darf dabei vergessen werden. Zuerst die Eltern, die bedürfen der meisten Aufmerksamkeit, dann kommen — nicht etwa die Geschwister oder die Verwandten des betreffenden Backfisches, ob nein, dann kommt erst die jeweilige Flamme. Meist Lehrerinnen, aber auch Lehrer sind nicht gegen dieses Feuer verichert. Bei der modernen Jugend, die schon als kleine Würmer des Theater besuchen, ist es auch gelegentlich einmal eine rührende Maria Stuart, die es verstand, den leicht entzündbaren Muskel, im gewöhnlichen Leben Herz genannt, in besten Flammen aufzobren zu lassen. Wohl ist es auch nicht selten, daß die Farben einer Gymnasialstimmliche zu zünden verziehen. Doch da es etwas Selbsterlehtes sein soll, darf ich nur lautere Wahrheit schreiben und muß alle Dichtung vermeiden, und so kann ich nur von weiblichen Flammen schreiben, die jedoch nicht weniger brennen. Ist also belagte Flamme am würdigsten, schönsten Plage untergebracht, so muß man sich um ihre Gunst bemühen und das erfordert viel Kopfschmerzen. Kurz, solche Liebe ist das Schwerelechte von allem, mit ihren Kummernissen, Sorgen und Eifersüchteleien, die ja meistens unausbleiblich damit verbunden sind und das arme Herzlein in ständiger Aufregung halten. Und doch ist es gerade das, was es so nötig braucht, wie der Mensch das tägliche Brot. Ohne eine derartige Schwärmererei ist es leer und fahl in ihm und es sieht mit Neid die rollen Kammern seiner Mitberzen.

Denn wo soll es hin mit all dem Vorrat an Liebe, der Trob der größten Menge an Geschwistern, Bekannten und Verwandten nie alle wird? Deswegen ist es auch so leicht explodierend gebaut und es bedarf keines großen Anlasses, um es lichterloh brennen zu machen. Wie aber im brennenden Hause die Bewohner meistens den Kopf verlieren, so ist es auch beim Backfisch. Brennt es, so ist sein Verstand dahin und er kommt nicht eher wieder, als bis das Feuer gelöscht ist und bisst dann die letzten Ruinen der überstandenen Liebe noch hinwegräumen. Jedoch nicht lange wird man sich der Ruhe erfreuen dürfen, dann muß die wieder überflüssig gewordene Liebe verbraucht werden, und die Geschichte fängt wieder von vorne an. So kommt ein armer Backfisch nie zur Ruhe und an allem Unheil ist doch nur das unkluge, leicht entzündbare Backfischherz schuld. C. Badoaglio.

Bierhumor.

Von Max Feder.

Wie das Bier kernig und würzig, so ist die Bierpoesie kraftig.

Wo man Bier trinkt, da laß' wohl dir sein,
Böse Menschen trinken Brantwein“.

verbessert ein mehr wohlmeinender als korrekter Dichter. Besser schon die Verse des alten Scharenmeier, die gewöhnlich unrichtigerweise Wilhelm Buch zugeschrieben werden:

Doch dem Guten ist zu gonnem,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen.
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt“.

Die Entrüstung über schlechtes Bier macht sich in den Berken Luft:

Wer Biere fälscht und Weine tauft,
Verdient, daß er sie selber — trinkt!“

In den studentischen Kommersbüchern, in denen ja die größte Fülle poetischen Bierhumors vereint ist, wird dem Wein ein breiterer Raum zugestanden, als er im studentischen Leben einnimmt. Ein dankbares Gemüt gibt diesem Gedanken in folgenden Versen Ausdruck:

Wie mancher Poete dichtet beim Bier,
Und besingt dankbar den Wein dafür.“

Der Mittelpunkt des Humors jener Leute, bei denen sich die Hauptinteressen des Lebens um das Bier drehen, ist natürlich die Münchener Stadt, und es ist kein Zufall, daß in den „Fliegenden Blättern“ der Bierwitz die bedeutendste Rolle spielt. Die Frage des dürstigen Wanderers, ob bald ein Wirtshaus kommt, des Ehemanns, ob er den Hausschlüssel bekommen kann, des Studenten, wo er Geld zum Bier bernehmen soll usw., sind in hundert humoristischen Wendungen behandelt, und sogar der General vor der Schlacht fragt in den „Fliegenden Blättern“ nicht etwa, ob der Feind ihn besiegen, sondern ob er ihnen nicht das mitgebrachte Bier austrinken wird. In einer der meisterhaften komischen Zeichnungen wird dargestellt, wie die Münchener im Biergarten beim Platzregen nicht etwa daran denken, ihre Person in Sicherheit zu bringen, sondern zunächst die Hand über das Bierglas halten, damit kein Wasser hinein kommt.

Die höchste Seligkeit für den Münchener scheint in den Worten zu liegen: „Es wird frisch angestochn!“

Einige Taubstumme glauben aus den Geberden des traurigen Helden zu entnehmen, daß er mit seinen Gesten ausgedrückt hat: „Es wird frisch angestochn“, und sie klatschen zum Erstaunen der übrigen Zuschauer laut Beifall.

Im Parterre sitzen Vater, Mutter und Tochter. „Jetzt“, sagt die Tochter bei einer Beethovenischen Sinfonie, „drückt die Mutter die Eitelkeit des menschlichen Lebens aus.“ „Und jetzt“, sagt die Mutter bei einem sanften Adagio, „wird in der Mutter die Hoffnung auf ein besseres Leben ausgedrückt.“ „Und jetzt“, meint der Vater bei einem Kaufenschlag überseut, „jetzt wird ausgedrückt, daß frisch angestochn ist!“

Münchenerisch sind auch die sehr eingehenden Urteile über das neue Bier, z. B.: „s hat a Grundschneid“, oder: „s fällt ab“, oder: „s hat a Korpus“ usw.

Dagegen, daß das Bier „süßig“ ist oder sich „glatt trinkt“, kommt vielleicht aus weniger kritischen Reaktionen, aus humoristischen Vandalereien in der „Münchener Zeitung“, erfahren wir, daß in manchen Münchener Straßen auf drei Häuser fünf Wirtschaften kommen. In diesen wird das Bier mah-, halb- und quartweise vertriebt. Ein Maß sind drei Quart, ein Halb ist ein gutes Quart und ein Quart ein schlechtes Halb. Der Wirt ist Foamschreiber oder Blemeschpantlicher oder Banzenschwinger oder Bortenschneider, die Kellnerinnen Serviertraleins, fabe Brie- oder Bierfils-trodnerinnen. Der Vandalere belehrt uns, daß das Wort, „Ein Dachs hört zu laufen auf, wenn er genug hat, ein Mensch aber nicht“, von ganz falschen Voraussetzungen ausgeht. Man gebe dem Dachsen nur einmal Bier statt Wasser zu trinken, dann soll man leben, ob er aufhört, so lange er Bier bekommt.“

Bierhumor drückt sich schon in den Namen aus, die das in den verschiedenen Städten gebraute Bier dort erhalten hat. In Bausen heißt es „Kroymilch“, in Bremen „Hund“, in Breslau „Schöps“, in Delitzsch „Kulschwanz“, in Eisleben „Krabbe an der Wand“, in Danzig „Wehre dich“ (von dem Danziger Bier heißt es auch: „Danziger Bier ist stärker als Dachsen vier“), in Dabeln „Seht den Kerl“, in Halle „Puff und Ruff“, in Jena gibt es zwei Sorten, „Menschentott“ und „Dortleufel“, in Kyritz „Nord und Totschlag“, in Magdeburg gibt es „Krebsbäude“, aber auch „Fils“, in Raumburg „Sistenmüll“ („Wer Bier trinkt aus Sistenmüll, der liegt drei Tage still“), in Stade „Kater“, in Wernigerode sowohl „Kachenvuker“ als „Lumpenbier“, in Wittenberg „Auda“.

Dabei lassen sich auch die eingangs erwähnten Verse so variieren:

Wo man Bier hat, trink und sei kein Tor,
Böse Menschen haben nicht Humor.“

Der älteste deutsche Briefkasten. Zu dem bevorstehenden Jubiläum der Gründung des Weltpostvereins wird eine Mitteilung über den ältesten deutschen Briefkasten von Interesse sein. Der Briefkasten, ohne den man sich heutzutage das Verkehrsleben gar nicht mehr denken kann, hat noch keine große Vergangenheit. Der erste Briefkasten in Deutschland, über den sich in alten Berichten ein Nachweis findet, wurde in Strassburg i. E. in Gebrauch genommen, und zwar gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Dieser Briefkasten war aber auch in Strassburg der einzige seiner Art, und er befand sich nicht, wie die heutigen Briefkästen, zur Bequemlichkeit des Publikums an irgendeiner Strassen Ecke, sondern auf dem damaligen „Postamt“ in Strassburg. Der erste gedruckte Hinweis auf diesen ältesten Briefkasten in Deutschland ist in der Nummer 49 der „Strassburger Zeitung“ vom 25. Februar 1793 enthalten. Es steht dort ein „Avis“ in deutscher und französischer Sprache, in dem ein Einwender den Verlust seiner Briefkästen anzeigt. Dieser Avis lautete: „Ein erst kürzlich hier angekommener Fremder hat vergangenen Freitag, den 2ten dieses, eine rote saffierte Brieftasche, worin verschiedene Papiere, die niemand als dem Eigentümer dienlich sein können, verloren. Der Finder, so dieselbe entweder auf die Weinstraßentube (in der Blauwollenstraße?) oder in das Zeitungskomptoir (auf dem Paradeplatz Kleberplatz Nr. 2) bringt, erhält 25 Liv. Tringeld. Sollte je die Person, welche dieselbe gefunden hat, nicht gekannt sein wollen, so bittet man sie inständig, sie in die Briefschachtel auf der Post zu werfen; die versprochenen 25 Liv. sollen alsdann den Armen ausgeteilt werden.“

Der Charakter der Tiere. Daß auch die Tiere dem Charakter nach sehr verschieden sind, wird schon jeder beobachtet haben, aber es fehlt noch an eingehenden wissenschaftlichen Feststellungen. Deshalb wird man mit Interesse im „Kosmos“ die Ergebnisse der Versuche lesen, die Prof. Dr. D. Kas mit seinen Hühnern angestellt hat. Man kann natürlich noch keine endgültigen Schlüsse daraus ziehen, aber da die angewandten Verfahren sehr einfach sind, so kann jeder, der Hühner zu seiner Verfügung hat, sie ohne weiteres wiederholen. Als die Futterkühe etwas schwieriger zu erreichen war als sonst, gelang es am ersten Tage nur einem Huhn die Aufgabe zu lösen, und es brauchte dazu 34 Minuten. Dieses Tier zeichnete sich also durch eine besondere Fähigkeit und Hartnäckigkeit aus, während alle anderen Hühner versagten. Es gibt bei den Hühnern auch Spitzentiere. Es liegt bei den in Gruppen lebenden Tieren nahe, zwei Arten von Führern zu unterscheiden: Solche, die bei einer neuartigen Lage zuerst einen Ausweg finden, und solche, die bei einer gewohnten Lage die Schrittmacher oder Tonangebener sind und so die andern mitreißen. Es eröffnet sich hier ein Weg, durch Versuche an die interessante Führerfrage bei den Tieren heranzukommen. Wenn in manchen Gegenden die Nachtigallen oder die Buchfinken durch ihren Gesang vor den Nachtigallen oder Buchfinken einer anderen Gegend auffallen, so ist das doch auch so zu verstehen, daß es einige von Natur besonders begabte Sänger gegeben hat, die denn erzieherisch auf ihre Umgebung gewirkt haben. Es kann so zu Anläßen einer Art Gesangskultur kommen, wenn diese besondere Fähigkeit den aufeinanderfolgenden Generationen weiter überliefert wird. Es sei hier an Thompson Setons Erzählung erinnert, in der die durch natürliche Begabung und persönliche Erfahrung überlegene Präriewölfin Tito durch ihr Beispiel die Präriewölfe einer ganzen Gegend dahin bringt, allen Fällen der Jäger zu entgehen. Man kann daran denken, in Zukunft auch Tests für andere Tiere auszuarbeiten, um ihre Charakter- und Begabungsunterschiede messend zu bestimmen. Greifbare Bedeutung könnten derartige Tests vor allem für die Auswahl der flügsten und fähigsten Gebrauchshunde (Jagd-, Polizei- und Sanitätshunde) erlangen.

Neue Bücher

* **Otto Buchmann: „Sein Starb“.** Roman. (Bernhard Steffler Verlag, Leipzig.) Otto Buchmann, der zu den jüngsten unter den deutschen Kritikern gehört, hat den Jugendroman: „Sein Starb“ seinem im Westtriere gefallenen Freunde Hermann Löns gewidmet. Frohe, hoffnungsvolle Jugend und überhäumende glühende Heimatliebe leuchten uns aus dem Buche entgegen. Ein eigenes Erlebnis, die gewaltige Sehnsucht des Heimseins, den es mächtig in die Welt zieht. Plastisch und lebenswahr treten die Gestalten des Romans hervor. Menschen von Fleisch und Blut, Bilder, die wir wirklich miterleben, die uns gefangen halten bis zuletzt.

* **Carrs Brachvogel: „Das Glück der Erde“.** Roman. (Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Dieses Werk der bekannten Dichterin, die in diesem Jahre ihren 60. Geburtstag feiern durfte, zeigt wieder von ihrer ungemein starken Begabung, Menschen zu gestalten. Die Handlung spielt in die Münchener Boheme- und Literatenkreise hinein, die den Romanen Carrs Brachvogels das eigenartige Gepräge geben. Der Verlag hat dieses Buch, das er gerade in diesem Jubel-

jahr der Dichterin veröffentlichte, buchtechnisch so geschmackvoll ausgestattet, daß es eine würdige Geburtsstiftung wäre.

* **„Erinnerungen an Marie-Antoinette“.** Von Frau v. Campan. (Verlag von Justus Hoffmann in Stuttgart.) Deutsche Ausgabe besorgt von Hilgart Wielhaber. Mit 24 Abbildungen nach zeitgenössischen Stichen und Gemälden. Von jeder hat Marie-Antoinette leidenschaftliche Verehrer ihrer Anmut, warme Verteidiger ihrer Unschuld und heftige Gegner ihrer Lebensführung gehabt. Die Geschichtsschreiber ihrer Zeit mühten naturgemäß das lokale, genußfrohe Dasein der Königin und ihre unglücklichen Eingriffe in die Regierung zu den Hauptursachen der großen Katastrophe zählen. Heute denken wir, daß auch Marie-Antoinette in gewissem Sinne schuldlos-schuldig nur ein Werkzeuge des Schicksals ist. Ihre historische Persönlichkeit interessiert uns darum weit weniger, als die psychologische, die wir nirgends besser kennen lernen können, als gerade bei Mme. Campan, ihrer intimen Hofdame. Dabei ist Frau Campan in ihren Memoiren keine blinde Anbeterin; schonungslos erzählt sie, was den Zeitgenossen genügend Grund zu Schmähungen und Aufruhr gab. Aber klar wie aus keiner anderen Schrift geht hier hervor, daß Marie-Antoinette so werden mußte, wie sie wurde.

* **Was sang ich an?** Ein Beschäftigungsbuch. Unter Mitarbeit von Professor Dr. B. Brunner, Dr. O. Kubisch, Dr. F. Stäger und Hans Bätter, herausgegeben von Hans Günther (W. de Haas). Mit 107 Abbildungen im Text. (Kosmos u. Co., A.-G., Verlag Zürich.) Zum Festein und Bauen, zu Kurweil und zum Experimentieren auf allen Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik, des Sports usw. bietet das Buch des berühmten Verfassers eine Fülle von Anregungen. Bunt und abwechslungsreich ist das nach Stoffgebieten gesonderte Material zusammengestellt. Für die reifere Jugend wird das Buch, dem zahlreiche erläuternde Illustrationen beigegeben sind, eine Fundgrube bilden, die zur Vertiefung des Wissens bei amüsanter Unterhaltung beitragen dürfte.

= **99 Columbus-Eier der Sprech- und Gesangs-kultur.** Von Otto Brömme. (Verlag Karl Merckburger, Leipzig.) Der Verfasser (ein Sohn des noch unvergessenen Wiesbadener Gesangsmeisters Adolf Brömme) hat sich in Frankfurt als Lehrer der holländischen Sprech- und Singmethode einen guten Ruf erworben und seine Ansichten über diese Materie auch kürzlich auf dem Deutschen Sprachkongress in Wien dargelegt. Unter dem vielleicht etwas anfechtbaren Titel „99 Columbus-Eier“ birgt die kleine Broschüre manch beachtliche Biate für Atmen, Mundstellung, Ton- und Lautbildung usw. Fehlt nur noch das eigentliche Columbus-Ei: Wo und wie findet man die richtige Unterweisung? O. D.

* **Die Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.** Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, beginnt soeben ihren 49. Jahrgang mit der Wiedereinführung dauerhafter Ganzjahresbände. Die bekannten roten Bändchen, welche alle vier Wochen erscheinen, bilden mit der großen Mannigfaltigkeit ihres Inhalts — Romane, Novellen und zahlreiche mit Bildern erläuterte Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens — den Grundstock zu einer unterhaltenden und nützlichen Eigenbücherei. Der neue Jahrgang beginnt mit einem Roman aus dem russischen Gesellschaftsleben: „Evas Smaragden“ von Alexander Koffe. Ein Preisausschreiben mit wertvollen Bücherpreisen soll im zweiten Bande veröffentlicht werden.

* **„Der gute Kamerad“ und „Das Kränzchen“.** (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart), die beiden bekannten Jugendzeitschriften beinhalten soeben den 39. bzw. 37. Jahrgang. Während „Der gute Kamerad“ Freund und Berater der aufgeweckten Jungen sein will, der zeigt, wie man seine freie Zeit verwendet, die Freuden der Natur und des Lebens mit Bedacht genießt, sammelt das „Kränzchen“ allwöchentlich einen frohen Kreis junger Mädchen um sich, erzählt ihnen anprechende Geschichten, entrollt in wechselndem Gewande Bilder aus Natur und Kunst und geleitet seine Gelesenen schmeißerlich durch die Mädchenjahre. Beide Zeitschriften stehen der Jugend in heiteren und ernsten Dingen zur Seite und geben auf alle Fragen bereitwilligst Bescheid. Eine besondere Empfehlung dürfte sich bei der allgemeinen Verbreitung erübrigen.

* **Joachim Ringelnak: „Nervosivovel“.** 11 Anzulegenbetten. (Gunthyr Langes Verlag, München.) Ringelnak hat den Einfall, den Griff, die Form, die den sogenannten gerunden Menschenverstand mit unnachahmlicher Grazie bankrott machen, dafür bietet das vorliegende Buch elf Beispiele märchenhafter Art, von denen jedes eine klassische „Ringelnakerei“ ist. Worunter genauer zu verstehen ist, daß nicht bloß jede Seite, sondern geradezu jede Zeile eine zwerchfellerschütternde Überraschung und Durchdauerung der Logik enthält. Ringelnak ist der übermütigste Fabulierer der deutschen Literatur, und, wie der von ihm entworfene Umschlag beweist, weiß er seine Fabuliererei auch im Bild zu gestalten.

* **In den „Fliegenden Blättern“** (Braun und Schneider, München) erscheint gegenwärtig eine größere illustrierte Erzählung Ertlinars „Der Bub muß einmal seine Brügel haben!“. Sie gehört, soweit die Fortsetzungen jetzt vorliegen, zum Besten, was Karlchen, unser „oper Frankfurt“, geschrieben hat.